

# Beilage zu Nr. 100 des „Amts- und Anzeigeblasses“.

Eibenstock, den 23. August 1884.

## Pique-Dame.

Roman von J. de Boisgobey, den Memoiren eines französischen Geheimpolitikers nachgezehlt von A. Werner.

(Fortsetzung.)

„Gerichtsbienner, legen Sie der Jury dieses Couvert zur Beurtheilung vor. Hier ist zugleich ein Brief des Angeklagten, um die Handschrift vergleichen zu können.“

Während diese Papiere circulirten, unterhielten sich die Zuhörer mit einander. Im Allgemeinen war die Stimmung gegen den Angeklagten, den man für einen verstockten Verbrecher hielt.

„Die Herren Richter und Geschworenen haben die Richtigkeit der beiden Schriftstücke verglichen und sie als von einer Hand geschrieben constatirt.“ nahm der Präsident von Neuem das Wort. „Angeklagter, räumen Sie ein, diesen Brief geschrieben zu haben?“

„Ja, ich erkenne ihn als den meinigen an, wie aber —“

„Sie wollen Ihre Einwendungen bis nach Verlesung des Briefes verschieben.“ fiel der Präsident ihm in die Rede. „Ich bitte die Herren Richter, aufmerksam zuzuhören, denn die Schwerkraft des gegenwärtigen Processes beruht auf diesem Briefe.“

Und der Präsident begann zu lesen:

„Meine theuere Mary!“  
„Der Brief, meine Herren, ist Französisch geschrieben, aber der Name Marie trägt die englische Orthographie. — Mary. Dieser Name ist der der Pique-Dame, an welche der Angeklagte folgende Worte gerichtet hat:

„Meine theuere Mary!  
Ich liebe Dich von ganzer Seele. Ich werde es Dir beweisen, und ich schwöre Dir, daß ich Dich ewig lieben werde. Weshalb foltest Du mein Herz täglich, ja stündlich? Weshalb weigerst Du Dich, mit mir zu entfliehen? Woju die ewigen monotonen Wiederholungen, daß Du nicht frei seiest, daß Du Pflichten zu erfüllen hättest. Was sind Pflichten, wenn man liebt? Auch ich habe Pflichten, und ich vergesse sie um Deinetwillen. Glaubst Du, daß mein Vater es billigen würde, wenn er wüßte, daß ich entschlossen bin, Dir mein Leben zu weihen?  
Ist denn dieser Mann, welcher Dein Leben freudlos gestaltet, dieser Mann, den Du fürchtest und den ich hasse, es werth, daß Du zögerst, mir anzugehören?  
Ich bin am Ende meiner Geduld und meines Muthes. Habe Mitleid mit mir. Willige darein, mit mir zu entfliehen. Der Zustand, in den Du mich seit mehreren Monaten versetzt hast, ist unerträglich. Setze meinen Leiden ein Ziel: ich flehe Dich im Namen unserer Liebe darum an.“

Wenn Du meine Bitten nicht erhörst, Mary, wenn Du Dich ferner weigern solltest, Dich der Tyrannei dieses Elenden zu entziehen, dann treibst Du mich dazu, ein Verbrechen zu begehen. Deine Antwort, auf die ich mit ängstlicher Spannung harre, wird mein Schicksal entscheiden.  
Eher hundertmal sterben, als Dir zu entsagen.“

„Dieser Brief ist unterzeichnet: Louis.“ erläuterte der Präsident, nachdem er ihn langsam und bei einigen Phrasen mit besonderer Betonung verlesen hatte. „Angeklagter, was haben Sie hierauf zu erwidern?“

„Dieser Brief ist allerdings von mir.“ antwortete Louis Lebrun, „aber ich habe ihn vor mehreren Jahren geschrieben.“

„An wen?“ fragte der Präsident.  
„An eine Dame, welche ich einst liebte.“  
„Nennen Sie sie.“  
„Das kann ich nicht.“  
„Aus welcher Ursache nicht?“  
„Weil ich sie dadurch compromittiren würde.“

Auf diese Antwort vernahm man aus dem Zuschauerraume Ausrufe des Erstaunens, das auf den meisten Gesichtern durch ein ungläubiges Lächeln verstärkt wurde. Der Gerichtsbienner erhielt Auftrag, dem Publikum Schweigen zu gebieten, und als die nöthige Stille wieder eingetreten war, begann der Präsident den Angeklagten mit erregter, scharfer Stimme anzureden:

„Sie wiegen sich, scheint mir, in der Hoffnung, die Jury werde Ihre Erklärung über den Brief, welchen ich soeben verlesen habe, für genügend ansehen. Dieser Brief bezieht sich buchstäblich auf den Doppelmord in der Straße l'Alouette; er kündigt ihn an, ja, ich möchte sagen, er beschreibt ihn. Mary ist die Unglückselige, die Sie ermordet haben. Der Mann ist Herran, den Sie ebenfalls getödtet haben, weil Sie in ihm einen Nebenbuhler haßten und weil Sie ihn bei Ihrer Geliebten überraschten. Mary war im Begriff, ihre Flucht in's Werk zu setzen. Ihre Koffer waren gepackt, ihre Kammerjose war bereits abgereist. Aber sie hatte sich entschlossen, nach England zurückzukehren, um sich Ihrer Zubringlichkeit zu entziehen. Sie hatte ihre Befürchtungen ihrem

Beschützer anvertraut, ihm ihre bevorstehende Abreise mitgetheilt, und er war erschienen, um den letzten Abend in Mary's Gesellschaft zu verleben. Man hat in seiner Tasche ein Billet gefunden, worin sie ihm schreibt, daß sie ihn um zehn Uhr erwarte. Von Eifersucht gequält, sind Sie dort eingetroffen. Herr Fernan soupirt mit Mary; es entspann sich ein Wortwechsel, der mit einem Mord endete. Dann haben Sie, von Zorn und Rache durchdrungen, die unglückliche Dame überfallen. Diese Karte, die Pique-Dame, war eine Erinnerung an frühere Treueschwüre. Sie haben sie vom Tische des Vouboirs genommen und ihr gezeigt, wobei Sie sie wahrscheinlich des Verraths beschuldigt haben werden. Mary wird Ihnen heftig geantwortet haben. Sie haben in Ihrer Raserei die Karte und ihr Herz durchbohrt. So lassen sich die beiden Ermordungen erklären.“

Louis Lebrun war sehr bleich, aber er sentte sein Haupt nicht und seine Stimme zitterte nicht, als er sagte:

„Ich schwöre es vor Gott dem Allmächtigen, daß ich Mary Fassit nicht getödtet habe?“

Diese Antwort rief ein unheimliches Schweigen hervor. Das Publikum lauschte gespannt, da das Verdict der Jury vorauszusehen war. Der Angeklagte war bereits verurtheilt.

Der Präsident erhob sich und sagte mit lauter Stimme:

„Herr Lebrun, haben Sie der Beteuerung Ihrer Unschuld nichts weiter hinzuzufügen?“

„Nichts, Herr Präsident.“

„Dann können Sie sich setzen. Wir werden jetzt die Zeugen vernehmen.“

Nachdem die citirten Zeugen (der Angeklagte hatte nur einen einzigen Entlastungszeugen vorgeschlagen, — den Taubstummen, und dieser war bekanntlich nicht aufzufinden gewesen) ihre Aussagen gemacht hatten, rief man zum Schluß das Fräulein Gabriele Romont vor die Schranken des Gerichts. Ihre Mutter hatte wegen Krankheit der gerichtlichen Citation nicht Folge leisten können und Gabriele sah sich somit gezwungen, diesen schweren Schritt allein zu thun. Man würde wahrscheinlich auf ihr Erscheinen im Gerichtssaal Verzicht geleistet haben, wenn man nicht bestimmt hätte, ihre Anwesenheit werde den Angeklagten bestimmen, sein System zu ändern.

Gabriele war in ein schwarzseidenes Kleid gehüllt, als wenn sie schon um ihren Verlebten trauerte, und ihr Antlitz bedeckte ein dichter Schleier. Ihr Eintritt erregte Sensation. Es richteten sich alle Augen auf sie, ausgenommen die des Angeklagten, welcher sich vornüber beugte, um einige Worte mit seinem Verteidiger auszutauschen. Vielleicht schmeichelte er sich mit der Hoffnung, daß Gabriele ihn nicht sehen und man nicht so grausam sein werde, ihn zu zwingen, seine Braut anzureden. Er täuschte sich. Der Präsident erwies ihr die größte Aufmerksamkeit, ließ ihr einen Stuhl bringen und ersuchte sie mit ausgesuchter Artigkeit, ihr Gesicht zu enthüllen.

„Fräulein,“ begann er, „ich bitte Sie, uns zu sagen, wann Herr Lebrun am 13. Januar Abends den Salon Ihrer Frau Mutter verlassen hat?“

„Um halb zehn Uhr, glaube ich,“ erwiderte das junge Mädchen mit kaum vernehmbarer Stimme.

„Und wann am folgenden Abend?“

„Um zehn Uhr.“

„Sie haben die Wahrheit ausgesagt, Fräulein, und der Gerichtshof spricht Ihnen seinen Dank aus, denn er würdigt die traurige Lage, in der Sie sich befinden. Aber er erwartet noch mehr von Ihnen, indem er hofft, daß Sie der Jury über die Denkart des Herrn Lebrun Aufschlüsse ertheilen werden.“

Gabriele erblaste und antwortete nicht.

„Ich werde mich deutlicher ausdrücken,“ fuhr der Präsident fort. „Wir haben eine Persönlichkeit vor uns, deren Leben bisher tabellös gewesen. Glauben Sie mir, es ist Niemand hier, der sich nicht freuen würde, wenn der Betreffende sich zu rechtfertigen vermöchte. Und er weigert sich, es zu thun. Er beschränkt sich darauf, zu leugnen. Ist das nicht auffällig? Wenn er sich entschließen könnte, die Wahrheit einzugestehen, würde er ohne Zweifel weit weniger schuldig erscheinen; beharrt er aber im Leugnen, so ist es unmöglich, zu glauben, daß er irgend einen Umstand anzugeben vermöchte, welcher Wüthungsgründe verdient.“

„Ich bin überzeugt, daß er niemals gelogen hat,“ murmelte das unglückliche Mädchen.

„Könnte doch das Gericht Ihre Ansicht theilen, mein Fräulein! Jetzt erlaube ich Sie, eine letzte Frage zu beantworten und sich über den Zweck derselben nicht zu täuschen. Glauben Sie, daß Herr Lebrun Sie je aufrichtig geliebt hat?“

„Ich glaube es,“ sagte Gabriele mit ersticker Stimme.

„Sie haben es vernommen,“ antwortete der Präsident, sich zu dem Angeklagten wendend, „werden Sie sich jetzt noch weigern, eine Rechtfertigung zu versuchen, die Ihnen die Antwort Ihrer Braut so sehr erleichtert?“

Auf diese Worte erhob sich der Angeredete und es schien, als wenn er den Mund zum Sprechen öffnen wollte, aber er sank gleich darauf wieder zurück und blieb stumm.

„Begreifen Sie denn nicht,“ rief der Präsident aus, „daß Sie sich durch Ihr beharrliches Schweigen selbst verurtheilen? Haben Sie denn kein Mitleid mit einer edlen jungen Dame, welche noch immer an Sie glaubt und an Ihrer aufrichtigen Liebe nicht im Mindesten zweifelt?“

Es entstand jetzt eine feierliche Stille. Die Richter und Zuhörer wagten kaum zu athmen.

„Geben Sie einer edlen Regung nach, Herr Lebrun,“ ermahnte der Präsident; „gestehen Sie, daß Sie Mary Fassit früher gelannt haben, daß ein unglückseliges Verhängniß Sie in den Pavillon der Straße l'Alouette geführt hat und daß Sie in der Aufregung, keineswegs vorsätzlich, den Doppelmord begangen haben. Die Jury wird alsdann mildere Umstände walten lassen können, was ihr jetzt nicht freisteht. Sprechen Sie! Es ist Ihre Braut, die Sie durch mich darum bittet, die Wahrheit zu sagen.“

Noch einmal öffnete der Angeklagte den Mund, wie um ein Geständniß abzulegen; seine Blicke begegneten indeß in diesem Moment den weinenden Augen seiner Braut, und gegen die Lehne der Anklagebank zurücksinkend, stammelte er:

„Nein, nein, ich kann es nicht, es ist zu hart, zu hart!“

Gabriele wandelte bei diesen Worten eine Ohnmacht an. Ein Gerichtsbienner fing sie in seinen Armen auf und führte sie, auf einen Wink des Präsidenten, in ein Nebengemach.

„Die Acten sind hiermit geschlossen!“ sagte der Präsident mit dumpfer Stimme. „Der Verteidiger des Angeklagten hat das Wort.“

Louis' Verteidiger plaidirte mit vielem Geschick. Er tabelte, daß die Verhandlung stattgefunden habe, bevor der Taubstumme, dessen Zeugniß sein Client so dringend begehrt habe, aufgefunden sei, er schilderte die Darstellung des Präsidenten, die beiden Ermordungen zu erklären, als einen geschickt entworfenen Sensationroman und verwarf den Beweis der modellirten Fußspuren im Schnee als ungütig. Hinsichtlich der ermordeten Mary Fassit stellte er der Jury anheim, zu erwägen, ob Herr Lebrun, wenn er sie wirklich ermordet hätte, wohl am folgenden Abend wiedergekommen wäre, um sie bei ihrem Vornamen Mary zu rufen? Konnte er denn von seinem erdolchten Opfer eine Antwort erwarten? Der verlesene Brief gehöre einer älteren Zeit an und sei auch unter sehr gravirenden Umständen in Händen des Gerichts gelangt. Er halte seinen Klienten für völlig unschuldig und müsse die Richter warnen, auf zufälliges Zusammentreffen und bloße Vermuthungen hin ein voreiliges Urtheil zu fällen.

Der Staatsanwalt widerlegte die Verteidigungsrede, worauf die Richter mit den Geschworenen sich zur Berathung zurückzogen. Als sie wieder in den Gerichtssaal traten, verlas der Präsident das Verdict, welches den Angeklagten Louis Lebrun zum Tode verurtheilte.

Der junge Mann lächelte schmerzlich und sagte leise:

„Ich unterwerfe mich dem Spruche der Geschworenen.“

„Sie haben drei Tage Bedenkzeit zu Ihrer Verfügung, ehe Sie ein Cassationsgesuch einreichen,“ bemerkte der Präsident, welcher tief bewegt schien.

Herr Lebrun ward hinausgeführt. Die Menge verließ schweigend den Saal. Der Rabob und sein Diener waren die Ersten, welche sich entfernten. Der Indier hatte ohne Zweifel den Eindruck mitgenommen, daß ein europäischer Gerichtshof der Justiz seines Landes weit überlegen sei.

Als Louis Lebrun durch den dunklen Flur ging, raunte ihm einer seiner Wächter in's Ohr:

„Ihr Vater bittet Sie, noch diesen Abend ein Gnabengesuch einzureichen.“

In demselben Moment ward Gabriele Romont ein Billet in die Hand gesteckt, welches die Worte enthielt:

„Verzweifeln Sie nicht. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß mein Sohn unschuldig ist und daß ich ihn retten werde.“

Das Billet war unterzeichnet: „Lebrun“.

## 21. Kapitel.

### Der indische Rabob.

Seit langer Zeit war das Haus des alten Herrn Lebrun auf dem Quai Conti wie verödet. Die Fen-